

Max Frisch

«Eine gelassene Panik als Grundzustand»

Max Frischs posthum veröffentlichten «Entwürfe zu einem dritten Tagebuch» handeln von Alter und Tod und Politik. Nicht nur als Spitallektüre zu empfehlen.

Von Stefan Howald

Kurz nach dem Mittagessen kommt im Bezirksspital die fahrende Bibliothek. Es ist eigentlich ein fahrendes Büchergestell, mit rund 100 Büchern, einer Auswahl aus Krimis, Sachbüchern (Selbsthilfe, Technik, Rätsel) und ein wenig Belletristik. In der vordersten Reihe stand, prominent ausgestellt, Max Frischs «Entwürfe zu einem dritten Tagebuch». Weil ich das Buch Anfang Jahr verpasst hatte, griff ich danach, was die Bibliotheks-Betreuerin mit einem freundlichen Nicken quittierte, und da gerade Ruhe im Krankenzimmer herrschte, begann ich gleich zu lesen.

Den zweiten Eintrag eröffnet Frisch mit der Zeile «Also Lebensabend auf dem Lande», und das tönt ein wenig resignativ. Drei Seiten später wird er mit der tödlichen Krebs-Prognose für den Freund Peter Noll, den bekannten Strafrechtler, konfrontiert.

Geschrieben hat Frisch dieses dritte Tagebuch 1982, mit 71 Jahren. Alter und Tod sind darin prominente Themen. Und die Schweiz, sowie die USA. Ein bisschen auch die Liebe.

Alter

Das Buch liest sich rasch, 170, gelegentlich nur knapp bedruckte, Seiten. Die Eintragungen gleiten leicht dahin und bleiben doch präzise. Frisch fühlte sich damals, mit 71 Jahren, alt: «Ich werde ein Greis.» Das ist zuweilen ein wenig kokett, aber zumeist schonungslos offen. Offenheit hat ihn immer ausgezeichnet: Fragen zu stellen, auch sich in Frage zu stellen. Hier herrscht freilich ein anderer Gestus als in den früheren Tagebüchern. «Eine gelassene Panik als Grundzustand», meint er einmal.

Ich lag mit drei älteren Männern im Zimmer, einer von ihnen 86-jährig, die beiden anderen 84 Jahre alt. Der eine, vom Aussehen her der Kräftigste, hatte anlässlich einer ärztlichen Untersuchung von möglichen schwerwiegenden Komplikationen gesprochen, mit denen man

ja immer rechnen müsse, wegwerfend, halb im Scherz, und doch ein wenig verdüstert. Der zweite, ein zartes Männlein, hatte es, soweit sich das ausmachen liess, ernsthaft mit dem Magen, blieb schweigsam und wirkte schon wie weggeschmolzen. Der Älteste war halb blind und nicht mehr sehr beweglich, aber guten Mutes; als er am Telefon von seiner Frau ausgeschimpft wurde, weil er nicht genügend zu sich schaute, akzeptierte er den Tadel bereitwillig und versicherte ihr seine Liebe.

Das Spitalpersonal ist freundlich und heroisch. Man wird zusammengeflickt, wieder hergestellt. Zugleich machen Spitäler unweigerlich krank. Diese Atmosphäre, dieser Tagesablauf, diese Spitalkleider, praktisch und zugleich infantilisierend. Um die Mitbewohner im Zimmer drückt man sich vorerst ein wenig herum und breitet dann am Gemeinschaftstisch gegenseitig die Krankheiten aus, in Andeutungen oder ausführlich.

Tod

In den «Entwürfen» besonders eindringlich sind Frischs Reflexionen zu Peter Noll und dessen unsentimentalen Umgang mit dem Tod, der sich in dessen posthum veröffentlichten «Notizen über Sterben und Tod» (1994) nachprüfen lässt. Auch sonst sammelt Frisch Stimmen zum Sterben, etwa von Günter Eich oder vom 90-jährigen Ernst Bloch, der «neugierig auf das Sterben» gewesen sei, als «die Erfahrung, die er noch machen wolle und werde».

Für Frisch am bedrängendsten blieb die Angst, die geistigen Fähigkeiten zu verlieren, nicht mehr denken zu können. Daneben nahm sich der Überdruß vor dem Schreiben, vor den zerfallenden Wörtern und Sätzen schon beinahe fröhlich aus.

Die Frage, ob man diese «Entwürfe» hat posthum veröffentlichen dürfen, kann nur anhand ihrer Qualität entschieden werden. Die ist bemerkenswert hoch. Sie erreicht nicht ganz die Stärke von Frischs früheren Tagebüchern, 1950 und 1972 veröffentlicht, aber sie reicht alleweil.

Letztes Jahr hat Max Frischs Tochter, Ursula Priess, ein Buch publiziert, «Sturz durch alle Spiegel», und darin redet sie von ihrem Vater, von Max; obwohl sie nicht nur von ihm reden will, kommt sie nicht davon los, was das Buch einschränkt. Am eindrücklichsten geraten ihr die zwanzig Seiten zum Sterben von Max Frisch 1991. Dabei schreibt sie, wie sie den Mut ihres Vaters bewundert habe, den er gezeigt habe. Dieser Mut wird, nachträglich, in diesen

«Entwürfen» bestätigt, obwohl sich Frisch sogar in die Nähe religiöser Tröstungen begibt, wenn er jene Episode erzählt, da er das letzte Mal in einer Kirche niedergekniet sei – aber eben, als Junge, das letzte Mal. Um dann nüchtern über die Erinnerung der Hinterbliebenen zu reflektieren. Mir selber klang seit einiger Zeit ein vertontes Gedicht im Ohr, von Gerard Manley Hopkins. Der Autor hatte ihm einen religiösen Sinn unterlegt, aber man musste es nicht so lesen: Über ein Mädchen, das in der Trauer über die fallenden Blätter und den Herbst die eigene Hinfälligkeit erahnt. 1880 geschrieben, wirkte diese Melancholie durch die unvergleichliche Modernität der Verse, deren Reime und deren Rhythmus sich über die Satzstruktur hinwegsetzten.

Politik

Es gibt in den «Entwürfen» auch eine politische Thematik und Dimension. Insbesondere setzt sich Frisch scharf mit den USA auseinander, die ihm nach vielen Jahren der Faszination gründlich verleidet waren. Reagan begriff er als Symbol der Aushöhlung der Politik, und das, 1982, noch bevor der Neoliberalismus wirklich in Schwung gekommen war.

Zur Schweiz äussert er sich anhand persönlicher Erfahrungen. Wie er keine Wohnung in Zürich kriegt. Wie er von einem distinguierten Herrn angesprochen wird, der ihm sagt, er teile Frischens Meinung nicht, wolle ihn aber keineswegs mundtot machen, obwohl er seine Meinung nicht teile. Und Frisch reflektiert das gemeinsame politische Engagement mit Peter Noll, «nie ohne eine gewisse Ironie, betreffend die Vereinfachung, zu der jede politische Aktion uns zwingt».

Jener Mitpatient, der am kräftigsten schien, sprach vor allem von den allzu vielen Ausländern, die in der Schweiz lebten. Das mit österreichischem Dialekt. Denn er stammte aus der Steiermark. Er hatte im Kanton Schwyz gewohnt, zusammen mit dem Sohn, in einer Villa, wie er versicherte, und seine Schwiegertochter, die irgendwo aus dem Ostblock gekommen war, was er nicht weiter spezifizierte, hatte ihn daraus vertrieben, und überhaupt machten sich zu viele Ausländer in der Schweiz breit, die nicht einmal Deutsch sprachen. Dabei werden Sie doch von einer Krankenschwester aus Sri Lanka gepflegt und einer Tschechin, von der deutschen Ärztin zu schweigen, sagte ich, was er schweigend übergang. Kurz darauf wiederholte er die Geschichte: Die Schwiegertochter aus dem Ostblock, die den Sohn nur des Geldes wegen geheiratet und ihn vertrieben hatte, und überhaupt hatte es zu viele Ausländer in der Schweiz, die kaum Deutsch sprachen und unsere Spitäler und Sozialwerke ausnützten.

Wir andern schwiegen jetzt, nicht aus politischer Haltung heraus, über die ich bei den zwei andern nichts mutmassen konnte, sondern eher erschöpft gegenüber diesem Wortschwall.

In Frischs «Entwürfen» verknüpft sich das Existenzielle mit dem Politischen. Dies verkörpert sich vor allem in der atomaren Bedrohung während des Kalten Kriegs. Das tönt ein wenig seltsam, heute, wo die Atomgefahr ins Unbewusste abgesunken ist. Mittlerweile stehen andere Bedrohungen im Vordergrund: Die soziale Frage ist zurückgekehrt. Besonders bedauerte Frisch, keine «finanzielle Autobiographie» geschrieben zu haben: «Was ist Geld? Alle Erfahrungen mit Geld.» Wie aktuell das wäre. Frischs Fragen fehlen.

Max Frisch: Entwürfe zu einem dritten Tagebuch. Suhrkamp Verlag. Berlin 2010. 214 Seiten. Fr. 27.50.

Dieser Artikel erschien in der WOZ – Die Wochenzeitung Nr. 40/10 vom 7. Oktober 2010.